

Zeitschrift: Bulletin suisse de linguistique appliquée / VALS-ASLA
Band: - (2000)
Heft: 72: Sprachliche Gleichstellung von Frau und Mann in der Schweiz : ein Überblick und neue Perspektiven = La féminisation de la langue en Suisse : bilan et perspectives = La femminilizzazione della lingua in Svizzera : bilancio e prospettive = L'egualità linguistica da donna ed um en Svizra : bilantscha e perspectivas

Buchbesprechung: Comptes-rendus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 07.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Andreotti, Mario (2000): *Die Struktur der modernen Literatur. Neue Wege in der Textanalyse. Einführung: Erzählprosa und Lyrik. Anhang: Kurzdefinitionen literarischer Fachbegriffe*. 3., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. Bern, Stuttgart, Wien: Haupt Verlag (=UTB 1127)

Was ist, was will die literarische Moderne? So selbstverständlich sie zu sein scheint – Verwirrung stellt sich zuweilen ein, wenn von ihr die Rede ist. Zu viele verschiedene Vorstellungen über ihren Begriffsinhalt konkurrieren.

Das hat mit der ihr eigenen Dynamik zu tun. Sie steckt in einer Beschleunigungsfalle. In immer kürzer werdenden Rhythmen hat sie sich selbst erneuert, oder eben: modernisiert. Irgendetwas ist immer noch moderner als das auch schon Moderne; und so verflüchtigt sich ihr Kontrast zu einer mehr oder weniger eindeutigen Tradition. Wen wundert, dass sich heute vermehrt die Frage aufdrängt: Wann beginnt die literarische Moderne überhaupt?

Das Substantiv «die Moderne» tritt im deutschen Sprachraum gegen Ende des 19. Jahrhunderts erstmals auf; und es gibt nach wie vor Gründe, den Auftakt des modernen Schreibens ebenfalls um 1900 anzusiedeln. Doch die Makroepoche der literarischen Moderne scheint zur Zeit da und dort in der Literaturwissenschaft einen Paradigmawechsel durchzumachen, denn es gibt auch Gründe, ihren Beginn weiter nach vorn, etwa in die Romantik oder ans Ende des 18. Jahrhunderts zurück zu verlegen. In Anbetracht dieser divergierenden Datierungen ist begrüssenswert, was Mario Andreotti in seinem in dritter Auflage erschienenen Buch «Die Struktur der modernen Literatur» macht: Er wählt einen strukturellen Ansatz; der hat den Vorteil, dass nicht primär die Periodisierung im Zentrum steht.

Vorerst geht es um die modernen Textverfahren – um jenes «Wie» der Texte, das auch das «Was» durchscheinen lässt. Denn dass die formale Verwirklichung nur reine Manifestation sei, ohne eine Innenseite auszudrücken, ohne eben strukturelle Verschränkung und Verquickung mit Thematischem, das kann ja gerade für gute moderne und postmoderne Literatur unmöglich gelten. Strukturelemente, davon geht Mario Andreotti aus, sind Ausdruck eines bestimmten Menschen- und Wirklichkeitsbildes.

Und was für ein Bild das ist: Kollektive und unbewusste Kräfte, aber auch anonyme Zwänge sprengen die Festigkeit der Menschen, bzw., im literarischen Werk, der Figuren; das Ich des Menschen ist dissoziiert; auch die Wirklichkeit hat ihre Kohärenz nicht mehr wie einst; die Sprache zerrinnt.

Und wie spiegelt sich das nun auf der Textoberfläche? Zum Beispiel in der Erzählerfigur: Die vorwiegend auktoriale Erzählsituation wird abgelöst durch eine vorwiegend personale. Das passt zur Auflösung der Wirklichkeitskohärenz ebenso wie zur In-Frage-Stellung des autonomen Subjekts: der souveräne Überblick ist nicht mehr möglich.

Überhaupt stehen in modernen Texten nicht einzelne Figuren oder Symbole im Vordergrund. An ihrer Stelle wird etwas anderes relevant: etwa der Gestus (z.B. der Gestus des Schlagens, des Redens, der Hilfe, der Aggression o.ä.). Sehr oft tritt er gereiht bzw. paradigmatisiert auf, was zur Entpersönlichung der Figuren beiträgt. Doch auch die Reihung von semantischen Merkmalen, von Figuren, dann auch von Handlungselementen und Motiven gewinnt in modernen Texten eine starke Dominanz. Das geht nicht selten bis zur Montagetechnik: Elemente aus verschiedenen Wirklichkeitsdomänen werden nebeneinander gestellt, scheinbar unvermittelt, jedenfalls ohne dass eine kausallogische Verknüpfung ins Auge spränge.

Gerade hier lässt sich zeigen, wie sehr ein Denken in Reihungs- oder eben Montagekategorien auch das moderne Menschen- und Wirklichkeitsbild trifft. Eine neue Gestaltungsmöglichkeit reflektiert da wirklich die (post)moderne Aufsplitterung von geschlossenen Sinnzentren, eben die Auflösung der Wirklichkeitskohärenz. Entsprechend kommt auch das moderne Subjekt in der literarischen Figurenmontage als eine Zusammensetzung von mehreren antinomischen Kräften daher. Damit sprengt moderne Literatur das bürgerliche Denkmodell von einer kontinuierlichen «Entwicklung» des Individuums, von jenem berühmten Wachsen von Stufe zu Stufe bis zur autonomen, mit sich einigen Persönlichkeit.

Eine Einpassung der modernen Literatur ins bürgerliche Normengefüge oder auch in den älteren Ordo-Gedanken ist also vom modernen Wirklichkeits- und Menschenbild her nicht mehr möglich. Sie wird denn auch oft unterlaufen durch ein Verfremdungsverfahren: Konservative Texturen sind zwar in modernen Kunstwerken noch irgendwie präsent, aber nur als Folie. Etwas Neues kommt hinzu, und das entwindet sich der alten Schreibweise ebenso wie den traditionellen Denkinhalten – und so kommt eine Differenzqualität ins Spiel, die traditionelle Texte nicht haben. Kein Wunder, wenn bei solchen verfremdenden Schreibweisen die Grenzen zwischen den einzelnen Gattungsbegriffen noch fließender werden als zuvor!

Und woher kommt der Wandel im Menschen- und Wirklichkeitsbild? Andreotti führt die neuen Textverfahren auf ideengeschichtliche, gesellschaftliche,

wissenschaftliche und politische Veränderungen zurück. Auch markante, wirkmächtige Namen und Erkenntnisse sind mit diesem Wandel der Denk- und Schreibformen verbunden, etwa Nietzsches Subjektkritik, die psychoanalytische Entdeckung des Unbewussten oder die Sprachskepsis der Schriftsteller und Philosophen.

Es versteht sich, dass von diesem Ansatz her die literarische Moderne um 1900 einen pointierten Anlauf nimmt, man denke etwa an die um diese Jahrhundertwende erschienenen «epochemachenden» Werke wie Freuds «Traumdeutung» oder den für die Sprachkrise wichtigen «Brief des Lord Chandos» bei Hugo von Hofmannsthal. Ebenso liegt auf der Hand, dass die als typisch modern herausgestellten Textverfahren mit bestimmten literaturgeschichtlichen Namen bzw. Zeitpunkten wirksam werden, mit dem Erscheinen der Texte Kafkas, Brechts oder Döblins.

So ergeben sich denn doch zeitliche Zäsuren im Lauf der Literaturgeschichte. Doch Periodisierungsgerüste verlangen Vorsicht. Im 20. Jahrhundert, wo auch in der Literaturgeschichte verschiedene «Ismen» nebeneinander herlaufen und sich kreuzen, gilt das ohnehin. Zu Recht orientiert sich Andreotti bei seinen Periodisierungsvorschlägen für die deutsche Literatur seit dem Naturalismus stark an der Realgeschichte (z.B. mit dem Begriff «Literarische Tendenzen der <Nach-Wende-Zeit>»). Freilich vergisst er dabei keineswegs, dass sich auch in den vergangenen Jahrzehnten gewisse literarische Eigenheiten während der einen Ära stärker bündeln als während der andern. So gibt es etwa auch für die Literatur und Philosophie eine Spät- und eine Postmoderne, zwei Strömungen, die Andreotti in der 3. Auflage seines Buches relativ ausführlich einbezieht.

Andere Zeitpunkte sind weniger einschneidend in unserem Epochengefüge, blitzen jedoch im hier vorgestellten Buch als interessante Begleitdetails auf: Emil Staigers berühmte Preisrede «Literatur und Öffentlichkeit» aus dem Jahr 1967 zum Beispiel, die bekanntlich einen «Zürcher Literaturstreit» auslöste.

Nun ja, gerade hier – wer möchte da noch behaupten, Literatur sei von Ideologiefragen immer ganz und eindeutig zu trennen ?

Schmidlin, R. (1999): *Wie Deutschschweizer Kinder schreiben und erzählen lernen. Textstruktur und Lexik von Kindertexten aus der Deutschschweiz und aus Deutschland*. Tübingen: Francke (=Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur; 79)

Studien über die Deutschschweizer Diglossie und ihre Auswirkungen auf den Erwerb des Hochdeutschen haben in der Schweizer Sprachwissenschaft Tradition (vgl. z.B. SIEBER/SITTA, 1986; HÄCKI BUHOFFER, BURGER, SCHNEIDER/STUDER, 1994; HÄCKI BUHOFFER/BURGER, 1998; SCHNEIDER, 1998 (letztere eine m.E. noch zu wenig beachtete, feine Einzelfallstudie)). Regula Schmidlin schliesst mit ihrer Dissertation an diese Tradition an, wartet aber mit wichtigen Neuerungen auf: Das Neue in dieser Arbeit ist die konsequente Ausrichtung auf eine genau definierte Form des standard-sprachlichen Erzählens von sieben- bis elfjährigen Kindern, und neu ist insbesondere auch das komfortable, in der Deutschschweiz und in Süddeutschland mittels Nacherzählung einer Bildergeschichte einheitlich erhobene Korpus. Untersucht wird schulisches, kontextuell eingeschränktes, monologisches, schriftliches und mündliches Erzählen, und zwar als Manifestation der «early literacy», d.h. ab einem Zeitpunkt, zu dem die motorischen Schreibfertigkeiten schon weitgehend zur Routine geworden sind, zu dem die Kinder aber gleichzeitig noch kaum Praxis im Umgang mit dekontextualisierter Sprache haben. Das Korpus, auf dem die Analysen basieren, ermöglicht erstmals einen direkten Vergleich von Deutschschweizer mit deutschen Kindertexten und erlaubt eine breite empirische Absicherung der Befunde. (Dass Schmidlin das gesamte Korpus im Anhang des Buches ausweist (ca. 100 Seiten!), gehört zu den Vorzügen dieser Studie.)

Struktur des Buches

Der *theoretische Teil* umfasst die Darstellung und Diskussion von Literacy-Konzepten und Erzähl(entwicklungs)modellen sowie eine Synopse einer Vielzahl von Arbeiten zur Sprachsituation besonders der Deutschschweiz und Deutschlands, die im Hinblick auf ihre Implikationen für den Erwerb der Standardsprache vorgestellt werden (Kap. 1.1 u. 1.2). Möchte man aus diesen Abschnitten etwas hervorheben, so wäre das vielleicht die Auseinandersetzung mit dem von KOCH/OESTERREICHER (1996) eingebrachten Begriffspaar «konzeptionelle Mündlichkeit» und «konzeptionelle Schriftlichkeit». Zuzustimmen ist hier insbesondere der Argumentation der Verfasserin, dass dieses Begriffspaar von der medialen Realisierung von Texten, also vom

Geschriebensein und vom Gesprochensein, abzukoppeln ist (27ff.). Auf der Basis dieser Diskussion gelangt Schmidlin zum wichtigen Schluss, dass in ihrer Untersuchung, die sowohl von der Situierung her als auch in Bezug auf die Erzählaufgabe selber sehr deutlich auf den schulischen Kontext verweist, nicht von einem Vergleich von mündlicher und schriftlicher Sprache bei Kindern gesprochen werden könne; analysiert würde vielmehr die narrative, dekontextualisierte monologische Kompetenz der Schulkinder, die einmal mündlich und einmal schriftlich realisiert werde (29).

Die *Brücke zum empirischen Teil der Arbeit* bildet das Kapitel 1.3, in dem die Untersuchungsvariablen hergeleitet und präziser gefasst werden. Im Einzelnen werden untersucht, im Bereich der Textstruktur: sprachliche Formen für die Einführung der Haupt- und Nebenfiguren in der sog. «Froschgeschichte» (darunter indefinite und definite Nominalphrasen, Namen, Pronomen etc.), Inkohärenzen und Ambiguitäten (z.B. referenzielle und kausale), Episodenberücksichtigung (unterschieden werden narrative Vorder- und Hintergrundeinheiten) sowie explizite Konnektoren; abhängige Variablen im Bereich der Lexik sind: Anzahl Wörter (dient als Textlängenmass und gilt auch als Relationsmass für die übrigen Variablen), einzelne Wortarten, lexikalische Varianz (Type-Token-Ratio) und Phraseologismen. – Bei einer derart grossen Anzahl von Untersuchungsvariablen ist klar, dass man – je nachdem, in welchen Bereichen man selber arbeitet - hier oder dort wird etwas einwenden können. (Aus meiner Sicht betrifft das zum Beispiel die (Konsistenz der) Beschreibungssprache beim Aspekt der «Kohärenz».) Wichtiger scheint mir indessen, dass die Autorin zahlreiche Kategorisierungsprobleme offenlegt und viele Grenzfälle diskutiert – das schafft Transparenz und macht ihre Entscheidungen nachvollziehbar. Sehr positiv zu vermerken wäre in diesem Zusammenhang auch, dass die bei BERMAN/SLOBIN (1994) diskutierte Grundfrage aufgegriffen wird, ob linguistische Untersuchungsvariablen aus sprachlichen Formen oder aus textuellen Funktionen gebildet werden sollen. (In dieser Frage trifft die Autorin für sich einen Sowohl-als-auch-Entscheid, 114ff.).

Im *Analyseteil* werden die Ergebnisse für alle Variablen separat dargestellt, im Rückgriff auf die Operationalisierungen (Kap. 2.1.2) und nach dem Muster «Hypothese – statistisch aufbereitete Resultate – Diskussion – Zusammenfassung» (Kap. 2.2). Dem Vorgehen bei der quantitativen Überprüfung der Hypothesen ist zu entnehmen, dass die Autorin keine Berührungspunkte mit der Statistik hat. Die Mehrheit der Variablen wird als intervallskaliert eingestuft und es werden entsprechende Verfahren der schliessenden Statistik ein-

gesetzt, darunter t-Tests und einfaktorielle Varianzanalysen (warum keine mehrfaktoriellen?). Auch im Analyseteil bleibt der Text aber – auch das gilt es herauszustreichen – jederzeit gut lesbar. Dies wird u.a. mit der informativen grafischen Präsentation der varianzanalytischen Ergebnisse und mit entsprechenden Kommentare erreicht.

Hilfreich ist schliesslich auch die Zusammenschau der vielfältigen Einzelbefunde in der *Schlussdiskussion* (Kap. 2.3), in deren Verlauf Schmidlin auch auf zwei mögliche Anschlussprojekte zu sprechen kommt: Desiderate wären zum einen der Einbezug von dialektalen Erzählungen und zum andern eine Erweiterung auf andere Alters- und verschiedene Sozialgruppen.

Untersuchungsergebnisse

Die Reihe der Unterschiede in *mündlichen* Nacherzählungen, die sich aus den verschiedenen Sprachsituationen ergeben, in denen Deutschschweizer und deutsche Kinder aufwachsen, ist dann besonders lang, wenn, wie in der Dissertation von Schmidlin, monolingual-diglossische Schweizer Kinder, die im Dialekt primärsozialisiert werden (der überwiegende Normalfall in der Deutschschweiz), mit monolingual-monoglossischen Kindern in Deutschland verglichen werden (d.h. mit Kindern, die – Selbstaussagen und verschiedener Befragungen zufolge (107) – keine DialektsprecherInnen sind, die also im Standard primärsozialisiert werden). Zu den glossiespezifischen Unterschieden in den mündlichen Texten speziell von jüngeren Schweizer Kindern gehören: dialektale Zwischenbemerkungen und spezielle Wortsuchstrategien, mehr Wortfragmente, Satzabbrüche, weniger Gliederungssignale, monotonere Intonation, längere Sprechpausen und weniger Füllwörter. Hinzu kommt die Tendenz Schweizer Kinder zu hyperkorrektem Sprachgebrauch im Bereich der Klise oder der Amalgamierung von Präposition und Artikel, ein Verhalten, das auch bei erwachsenen DeutschschweizerInnen beobachtbar ist, wenn sie Hochdeutsch sprechen (müssen).

Ganz anders verhält es sich aber offenbar mit den *schriftlichen* Nacherzählungen, die die Verfasserin analysiert hat: Bei den schriftlichen Texten zeigen sich insgesamt weniger diglossiespezifische Differenzen als bei den mündlichen. Diesen Hauptbefund kann Schmidlin nun noch beträchtlich differenzieren, in mehrfacher Hinsicht: Erstens erweist sich «nicht der Glossieeffekt selber, sondern die altersabhängige Entwicklung des Glossieeffekts (...) als eindeutig modalitätsabhängig» (277). Das bedeutet z.B., dass die Werte der deutschschweizerischen und deutschen schriftlichen

Erzählungen mit zunehmendem Alter der Kinder grösstenteils konvergieren, so dass – im Gegensatz zu den mündlichen Texten – nicht mehr von einer diglossiespezifischen Beeinträchtigung gesprochen werden kann. Zweitens zeigen sich die glossiespezifischen Unterschiede eher im lexikalischen als im textstrukturellen Bereich. Und drittens gibt es nicht nur «diglossiespezifische Erwerbsverzögerungen» (eigentliche Nachteile der Deutschschweizer Kinder aufgrund ihrer dialektalen Primärsozialisierung, die sich z.B. in Form einer geringeren lexikalischen Varianz bei den mündlichen standardsprachlichen Erzählungen niederschlagen), sondern es kommt überraschenderweise auch zu «diglossiespezifischen Erwerbsbegünstigungen»: Schweizer Kinder verwenden u.a. schriftsprachspezifischere Konnexionsmittel als deutsche Kinder, die ihrerseits häufiger den typisch mündlichen Konnektor «und dann» einsetzen. Das Beispiel der Konnexion deutet darauf hin, dass sich das Modalitätsdifferenzbewusstsein der Schweizer Kinder früher herausbildet resp. dass die deutschen Kinder länger in der Mündlichkeit verhaftet bleiben, was mit einem je eigenen Verhältnis von Nähe und Distanz von mündlicher und schriftlicher Sprache für die Schweizer und für die deutschen Kinder in Verbindung gebracht werden kann (vgl. 278).

Insgesamt auf jeden Fall ein lesenswertes Buch mit einer Fülle von z.T. überraschenden Einzelbefunden, und überdies eines, von dem man sich wünscht, dass die Hauptresultate auch in die Diskussion um den Hochdeutscherwerb in der Schule einbezogen werden.

Thomas Studer
Centre d'enseignement et de recherche
en langues étrangères
Université
13, rue Criblet
CH-1700 Fribourg